

**Zeitschrift:** Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin  
**Band:** 105 (1979)  
**Heft:** 40: Literatur-Nummer

**Artikel:** Von Einem, der auszog, einen Verlag zu finden  
**Autor:** Wiesner, Heinrich  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-622690>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 01.04.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**



HEINRICH WIESNER

# VON EINEM, DER AUSZOG, EINEN VERLAG ZU FINDEN

ERST WAREN NUR ZEILEN DA, KÜRZESTZEILEN sozusagen, die der Autor «Lakonische Zeilen» nannte. Ein bekannter Basler Lyriker fragte ihn bei Gelegenheit: «Spielst du damit auf den Griechen Laokoon an?» Früh erkannte er, dass seine Zeilen zu Irrtümern Anlass geben würden. «Nein, ich meine damit kurz und bündig, wie es die Antwort der Lakonier, der Spartaner, auf dem Pass der Thermopylen war, die auf die Nachricht der sie belagernden Perser «Wir werden euch so viele Pfeile senden, dass sich die Sonne über euch verdunkelt», antworteten: «Gut, dann können wir im Schatten kämpfen.» Solcherart mutig, kämpferisch wollten seine Zeilen sein. Um sie zu tarnen, streute er Bonmots dazwischen.

Die Zeilen erschienen, bevor sie zum Manuskript zusammenfanden, periodisch in einer Basler Tageszeitung. Leser, die sie zu Gesicht bekamen, nannten die kürzeste literarische Form «Sprüchli». Der Autor stiess sich nicht daran, hatten dieselben Leser seine Gedichte zuvor nicht auch als «Värsli» herabgewürdigt? Erst als ihn eine Dame der besseren Gesellschaft vorwurfsvoll fragte, wann er endlich Literatur zu schreiben gedenke, antwortete er mit heftigem Schweigen: «Ich schreibe Literatur. Ich darf's bloss keinem Menschen sagen.»

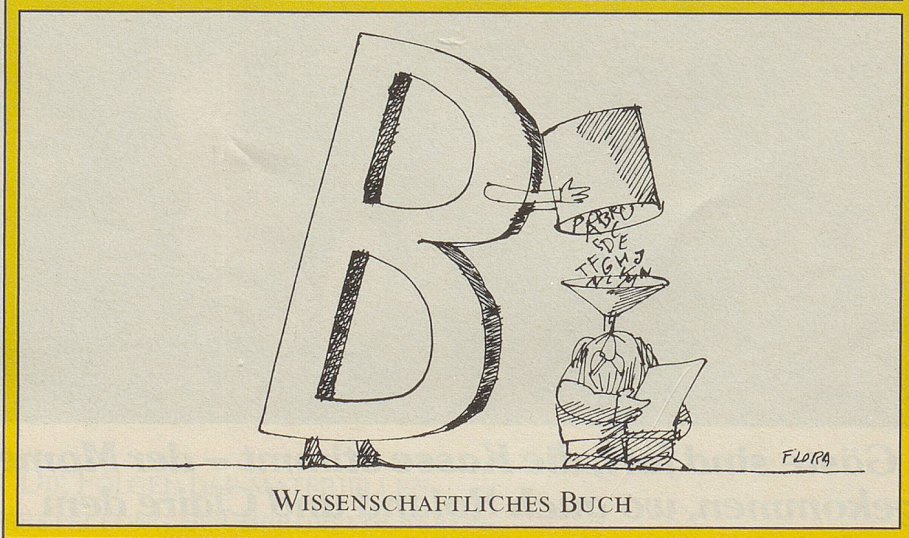
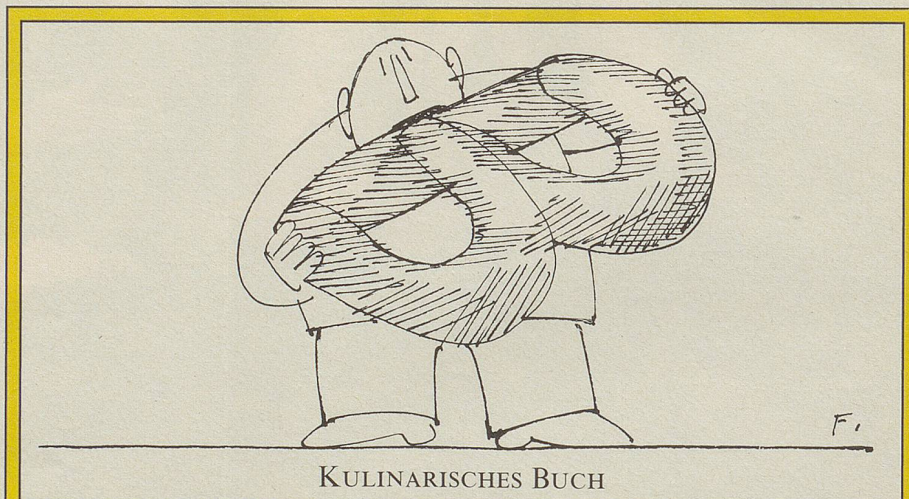
Hoffnungsvoll schickte er seine Zeilen schliesslich auch einer Nebel spaltenden Wochenzeitschrift, welcher der Ruf anhing, sie sei eine satirische. Die Antwort erfolgte postwendend. Der Chefredaktor bemühte sich persönlich um eine Absage: «Ihre Kürzel in Ehren, Herr Autor, aber solches schreibt heute jede zweite Hausfrau, und ich vermag mich ihrer kaum noch zu erwehren (der Hausfrauen?). Senden Sie sie, wenn ich Ihnen raten darf, an den «Schweizer Spiegel», der nimmt solches.» Der «Schweizer Spiegel» war sich nicht zu gut dafür und nahm sie an. Nicht ohne freilich dem jungen Autor (denn unbekannte Autoren gelten immer als jung) am Zeug zu flicken. Er verschlimmbesserte manche Zeile nach eigenem Schlechtdünken. Der Autor kniff beim Lesen die Augen zu, denn schliesslich waren es ja nur «Sprüchli», und jede zweite Hausfrau schrieb solche.

Als das Manuskript endlich vorlag, schickte er es leise hoffend in die Welt. Er befragte zunächst drei landum bekannte

Kritiker. Der erste schrieb selber Gedichte und hatte als Essayist *in der Tat* europäisches Ansehen, weil er sich als Denkmalpfleger ausweisen konnte und als Redaktor andere Gedichte schreibende Redaktoren veröffentlichte und lobte, die wiederum... Er schrieb dem Autor: «Ich anerkenne zwar die Qualität der Zeilen, doch ist der Bogen zu wenig weit gespannt.» «Damit der Pfeil trifft, darf der Bogen nicht zu weit gespannt sein», schrieb ihm der Autor nicht zurück. Der zweite Kritiker, dem der Ruf eines schweizerischen Literaturpapstes anhing, bescheinigte dem Autor: «Ihre Zeilen sind zwar glänzend formuliert, aber irgendwie liegen Sie damit nicht auf dem richtigen Weg.» «Ich liege nicht, ich gehe», schrieb der Autor dem Papst nicht

zurück. Der dritte war ein Basler Kritiker (möge die Urne seiner Asche kühl sein). Er fand die Zeilen «sauglatt» und hatte auch schon einen Verlag im Auge. Mit dem höchsten Prädikat, das ein Basler zu vergeben hat, gab sich der Autor zufrieden.

Hoffnungsvoll, wie der zurückgelehnte Leser ahnt, schickte der Autor sein Manuskript an die Verleger. Es kam zum ersten Verleger. Und von dort zurück. Der Autor hatte davon gehört, dass es sich so gehöre. Es kam zum zweiten Verleger. Dieser klopfte den Inhalt nach ehrenrührigen Zeilen ab. Zu Recht. Der Verlagsbesitzer war immerhin Oberst (Auf dass die Erde der *Akazienreihe* leicht sei!) Der dritte Verleger gestand freimütig: «An solchen Sachen verdienen wir nichts.





Gehen Sie damit zu einem Kleinverlag. Kleinverleger machen solches, falls Sie die Druckkosten übernehmen.» Der Autor, vorgewarnt durch zwei Gedichtbändchen, glaubte dem Verleger.

Dessenungeachtet raffte der Autor sämtlichen Mut zusammen und sandte den vierten, kaum noch leserlichen Durchschlag ohne Hoffnung über den Rhein. Das Manuskript erreichte einen deutschen Grossverlag. Die Zeit verging. Dann bekam der Autor die kürzeste je erhaltene Antwort per Telegramm: «Manuskript angenommen. Herzlich.»

Das Manuskript wusste plötzlich, was es sich schuldig war und ging zu einem Grafiker von Weltrang. Der Grafiker von Weltrang war sich nicht zu gross dazu und setzte manche Zeile ins Bild. Dabei liess er es nicht bewenden. Er wirkte als Geburtshelfer an der Gestaltung mit. Der Verlag brachte ein schönes Kind zur Welt. Es zählte zu den fünfzig schönsten Neugeborenen in jenem Buchherbst. Die Auszeichnung bezog sich nur auf die Gestaltung, nicht auf den Inhalt. Über den Inhalt befanden andere, die Kritiker. Die Kritiker bescheinigten insgesamt, es handle sich um Literatur. Die Leser lasen, was die Kritiker schrieben,

und glaubten ihnen. Die Vokabel «Sprüchli» fiel nurmehr selten. Man wählte ein gediegeneres Wort: Aphorismen.

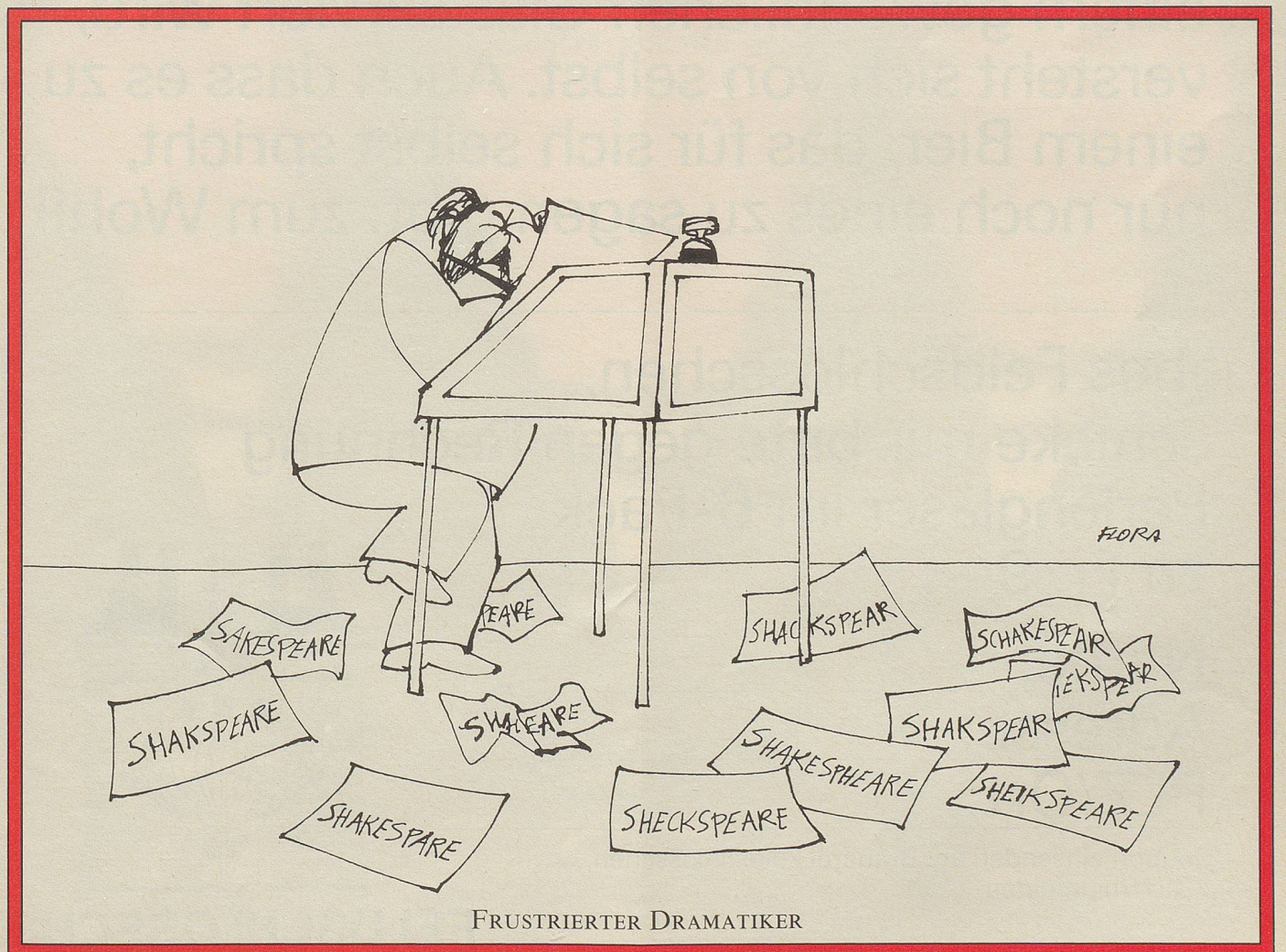
Auch dem schweizerischen Literaturpapst war nicht entgangen, was andere Kritiker geschrieben hatten. Bezeichnende sieben Jahre später bescheinigte er dem Autor anlässlich der Geburt des zweiten Bändchens, er liege durchaus richtig auf dem Weg. Auch Päpste sind vergesslich.

Selbst dem Chefredaktor der Nebel spaltenden Wochenzeitschrift war das Nachurteil über die Zeilen nicht entgangen. Er nahm das Vorurteil zurück. Auf den Knien ging er zum Autor. Er soll sich dabei mehrere Knieböden durchgeschauert haben. Der Autor war nicht nachtragend. Schliesslich war das Honorar fürstlich, und schliesslich wusste er: Die Geschichte seines Manuskripts ist die normale Geschichte eines Manuskripts, vorausgesetzt das Glück macht mit. Das Glück nahm Ausmasse an. Sämtliche Verleger der deutschen Schweiz deckten sich beim Schah von Persien mit Persern ein und rollten sie vor dem Autor aus. Der Autor, auch nur ein Mensch, betrat einen solchen Teppich, stolperte an dessen

aufragendem Ende und fiel direkt auf *Diogenes*. Herein. Dieser Zwischenfall bewirkte, dass er auf seiner nächsten Fahrt nach München mit einer *Piper* abstürzte. Er verliess *Diogenes* im Fass, schiffte sich ein und ging an einer Insel, die ihm zusagte, an Land. Sie nennt sich *Lenos*.

Lichtenberg:

«Eine seltsamere Ware als Bücher gibt es wohl schwerlich in der Welt. Von Leuten gedruckt, die sie nicht verstehen; von Leuten verkauft die sie nicht verstehen; gebunden, rezensiert und gelesen von Leuten, die sie nicht verstehen; und nun gar noch geschrieben von Leuten, die sie nicht verstehen.»



FRUSTRIERTER DRAMATIKER